

# Die Neue Welt

Nr. 41

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1912

## Das Kloster in den Lagunen.

Novelle von Minna Kautsky.

(Fortsetzung)

Der Wirt blinzelte mit den Augen und schmalzte mit der Zunge. „Verheiratet? Eigentlich ja oder eigentlich nein, wie man will. Ihr Mann ist nämlich am Hochzeitsabend verschwunden, er ist fort.“

„Ganz fort?“  
„Man weiß nicht wohin, noch was mit ihm geschehen ist.“

Germine fuhr lebhaft auf: „O, jetzt begreife ich alles, jetzt verstehe ich ihre Tränen, sie weint

um ihn. Aber weshalb hat der Abscheuliche sein junges Weib verlassen?“

„Germine,“ mahnte ihr Gatte, halb lachend, halb verdrücklich, „welche Neugier!“ Aber obwohl diesem kleinen Roman gegenüber viel gleich-



Lesesaal der Herberge des Berliner Gewerkschaftshauses.

gültiger als seine sechzehnjährige Frau, war er doch selbst nicht ganz ohne Reue, und wenn er mit dem Wirt allein gewesen wäre, hätte er schwerlich den Zurückhaltenden gespielt.

Germine ließ die eine Frage beiseite und stellte rasch eine andere. „Wohnt sie vielleicht hier?“ fragte sie, als sie bemerkte, daß Marietta in das Tor des Nebenhauses getreten war.

Der Wirt bejahte ebenso eifrig, als er an seinen Tenden rief; man sah es ihm an, er brannte vor Verlangen, alles, was er über Mariettas Verhältnis wußte, auszusprechen und damit diese kleine, wißbegierige Signora zu unterhalten.

„Sie wohnt da hinten im Hofe“ — er zeigte nach der Nordseite seines Hauses — „am Wasser unten. Ihr Mann hat dort ein eigenes Häuschen, freilich ist's schon recht wacklig, aber über ihnen hätt's doch noch zusammengehalten, und wir dachten, eh, eh, die Zwei müßten darin recht glücklich sein. Marietta zählte zu unseren hübschesten und sitzhaftesten Mädchen, ist auch eine geübte Näherin und Paolo ein tüchtiger Bursche, der mit seiner Barke auf die See fuhr und seine Ware stets selbst auf den Markt brachte, und sie hatten sich sehr lieb, eh, eh. Es ist jetzt vier Tage, da hatten sie Hochzeit. Hier vorbei waren sie in die Kirche gegangen. Sie sahen so glücklich aus und hielten sich so fest an den Händen, als könnten sie gar nicht mehr auseinanderkommen. Und nach der Trauung kamen sie in meine Osteria — o, ich habe alle Hochzeiten, Signora — und ihre Freunde kamen mit ihnen, und ich habe einen Tonno hergerichtet, gar schmackhaft und fein, in gutem Del gebraten“ — er wuschte sich wieder und leckte sich die Lippen ab — „niemand kann das so wie ich; sie lobten ihn alle und machten eine gute Beche. Hierauf wurden die Gitarren herbeigebracht, es wurde gesungen und gesprungen, und alles war voll Jubel und seelenbergnügt, bis —“

„Bis —?“ wiederholte Germine in lebhafter Spannung.

Auch Armand sah fragend auf.

Der Wirt zeigte auf das Fenster gegenüber, aus dem der blonde Männerkopf sich soeben wieder zurückzog, und rief mit Pathos: „Bis dieses weißhaarige englische Gewächs sich eingemischt hat. Sol' ihn der Teufel!“

„Ah!“ machte Germine.

„Wenn er noch bei mir wohnte,“ fuhr der redselige Mann fort, „könnte ich es ihm verzeihen; aber nein, er hat den „Löwen“ vorgezogen, obwohl meine Osteria, wie die ganze Welt weiß, die beste in Burano ist; aber es gibt noch einen strafenden Gott im Himmel, und Sie sehen, Signora, wie schlecht es ihm da drüben geht, käseweiß sieht er aus, es ist zum Erbarmen.“

„Wie und wo hat der Engländer Marietta kennen gelernt?“ fragte die Ungebuldige, die auf diese Abschweifungen nicht eingehen wollte.

„Ich weiß es nicht, Signora, vielleicht in der Spitzenschule, besucht hat er dieselbe; er hat viel nach der Marietta herumgefragt, auch bei mir; jeden Tag hat er gesagt, er wolle fort, und doch ist er nicht gegangen; er hat ein hübsches Geld dem „Löwen“ in den Rücken geschoben, es hat mich wütend gemacht und den Paolo auch, der nicht blind war und der es wohl bemerkt hat, daß er der Marietta nachsteigt!“

„Nun, und an jenem Hochzeitsabend?“

„Nun, wie meine Gäste just am lustigsten waren, fällt's ihm ein, herüberzukommen — ich glaub's, wer sich unterhalten will, der muß zu mir in die Stella d'oro — er verfügt sich in diese Camera und läßt sich ein Abendessen auftragen. Aber glauben Sie, daß er es gegessen hat? Nicht angerührt hat er's, der blonde Affe. Hier an der Tür ist er gestanden wie ein Steinbild, unverwandt hat er nach den Tanzenden ge-

starrt; da auf einmal fährt's in ihn, er kommt zu uns in die Sala, geht auf die Braut zu und fordert sie zum Tanze auf. Alle haben dazu gelacht und vergnügt in die Hände gepatzt, denn wissen Sie, wenn ein Fremder tanzen will, muß er zahlen, die Gitarren haben auch gleich feurriger geklungen und die Leute fingen zu singen an.“

O, Signora, in diesem Augenblick war ich gegen diesen englischen Plattfuß ganz verächtlich gesinnt — pfui, er hat's nicht verdient. Nur einmal hat er mit ihr herumgetanzt, dann setzt er ab und führt seine Tänzerin in diese Stube. Als sie wieder heraustritt, trägt sie einen Korallenschmuck um den Hals. Ah, ein wahres Kleinod, Signora! Sie sieht auch ganz stolz aus, ganz rot ist sie vor Freude, sie läuft zu ihrem Manne und zeigt ihm, was ihr der Engländer als Hochzeitsgeschenk verehrt hat. Wir alle waren wie geblendet und beglückwünschten sie, aber der Paolo, das ist ein Sonderling, der fährt auf, als ob ihn jemand gestochen hätte, er wird ganz blaß, seine Augen sind wie Feuer, er schüttelt sich und ruft: „Herunter damit, Du nimmst kein Geschenk von einem Fremden, Du gibst ihm das zurück!“ Marietta steht da, ganz bestürzt, ganz zitternd, als aber sein Ton noch drohender wird, da bedeckt sie mit der Hand den Schmuck, als wollte sie ihn schützen vor seinem Zorn. Nun, ich denke, das konnte man ihr gerade nicht verargen, das Ding stand ihr so wunderbar, und ich denke, wenn so ein Reicher und gar so ein verrückter Engländer einmal was hergibt, so werden wir armen Teufel es ihm doch nicht wieder zurückgeben.“ Er lächelte pfiffig. „Keine von den Mädchen im Orte hätt's getan, keine einzige! Paolo aber hat mit einer blitzschnellen Bewegung sein junges Weib an sich gezogen und ihr den Schmuck vom Halse gerissen. Er wirft ihn gegen die Tür, wo der Engländer steht. Der bleibt unbeweglich. Ich aber war ganz erschrocken über die Beleidigung, die einem Fremden in meinem Hause widerfahren war, denn er hatte noch nicht die Beche bezahlt. Ich springe hinzu, hüde mich, hebe das Korallenhalsband auf und überreiche es ihm höflich. Er nimmt es und steckt es ruhig ein. Ohne mit den Augen zu blinzeln oder ein Wort zu sagen, geht er hinaus. Er verläßt meine Osteria, ohne einen Bissen gegessen zu haben, ohne nach der Rechnung zu fragen; es hat mich empört, aber ich habe sie ihm am nächsten Morgen zugeschickt und ich habe mich gerächt.“

„Aber Marietta und ihr Gatte?“

Der Wirt kraute sich hinter den Ohren. „Ich weiß nicht genau, was sich weiter zwischen ihnen zutragen; man hat mir nur erzählt, daß Marietta außer sich gewesen sei und tief beleidigt und voll Zorn ihren Mann von sich gewiesen hätte. Als ich Zeit fand, mich wieder nach ihm umzusehen, bemerkte ich ihn in einer Ecke sitzen; er hatte den einen Ellenbogen aufgestützt und sah recht finster drein, während er mit der anderen Hand sein Messer hervorgezogen und damit so heftig gegen den Tisch stieß, daß die Späne flogen. Ich und meine Freunde sprachen ihm zu, verwiesen ihm seine Hitze und lachten ihn endlich aus. Da springt er plötzlich auf und sieht sich um; er sucht die Marietta, aber die war fort und die Mädchen sagten ihm, sie sei nach Hause gegangen. „Sie erwartet Dich, um sich mit Dir zu versöhnen,“ riefen wir ihm zu. Da tut er einen tiefen Atemzug und seine Augen leuchten auf, er mochte wünschen, daß wir Recht hätten, und er war wohl sehr geneigt zu der Veröhnung. So geht er denn und weist die zurück, die ihn begleiten wollen. Ich lasse in diesem Augenblick frisch die Krüge füllen, man muß seine Gäste zusammenhalten, so lange es geht; sie kommen auch alle wieder, die Gitarren erklingen von neuem und der Jubel wird lauter als zuvor.“

„Und dann?“ forschte Germine.

„Und dann — dann hat sich jeder, der sein Lager noch finden konnte, zu Bette gelegt.“

Das war's nun nicht, was Germine erfahren wollte.

„Und seit jenem Abend ist Paolo verschwunden?“ fragte Armand.

„Niemand hat ihn mehr gesehen,“ versicherte der Wirt, sich mit der flachen Hand den Schenkel reibend, „niemand weiß, was an jenem Abend noch vorgefallen, aber es muß schlimm genug gewesen sein. Am nächsten Morgen, gleich nach Sonnenaufgang, hatte die Marietta ein Sandalo genommen, wissen Sie, so ein flaches Boot — einige Fischer haben sie gesehen — und rudert damit allein hinaus. Sie ist auf Torcello gewesen, auf Majorbo und den anderen Inseln hier herum, und am Abend kommt sie zurück, ganz verstört, fast der Verzweiflung nahe; sie kommt zu mir und fragt nach ihrem Manne, sucht und forschet hierauf im ganzen Orte herum. Ja, es hatte ihn niemand gesehen, seine Barke lag im Hafen, und auch keiner der Fischer konnte Auskunft geben. Seitdem schließt sich die Arme in ihr Häuschen ein und weint. Sie erwartet ihn noch zurück, denn sie sagt, er lebe, und so denke ich denn, er kommt wohl wieder — wenn nicht —“

Er machte ein bedenkliches Gesicht, und indem er seine Hände von den Weinen fortnahm, begann er nun damit unter der Nase hinwegzustreichen.

„Und der Engländer ist noch immer hier?“ forschte Armand weiter, der der Sache nun eine ernstere Aufmerksamkeit zuwendete. „Und wie benimmt er sich?“

Der Wirt beugte sich zu dem jungen Manne nieder und sagte in vertraulicher Wichtigkeit: „Wir beobachteten ihn genau, aber er hat seit jenem Abend das Zimmer da drüben nicht verlassen. Es heißt, er sei krank; eh, eh, bei einem Gaste des „Löwen“ nimmt mich das nicht wunder, aber er hat den Arzt, den wir haben, zurückgewiesen und auch den Geistlichen, er kuriert sich selbst. Ein zweiter Engländer ist gekommen, der leistet ihm Gesellschaft und vielleicht vermittelt er auch solche. Gewiß ist, daß der Engländer die Marietta nicht vergessen hat; sein Freund hat sich mit ihrer Tante, einer alten Geze, bekannt gemacht, und diese kümmert sich nun auf einmal ungewöhnlich viel um die Marietta; sie ist wohl die Abgesandte von dem da drüben, dem —“ Er sprang plötzlich zum Fenster und zeigte hinaus. „Da tritt sie aus dem „Löwen“, sie kommt gerade von dem Engländer.“

Ein lautes, langgezogenes „Water“ ließ sich jetzt aus der Küche vernehmen und in größerer Dringlichkeit rief es: „Das Del wird brenzlich, stütz' den Kessel, Water!“

Der fuhr wie im Schreck zusammen und eilfertig sprang er hinaus in die Küche.

Die beiden jungen Gatten sahen sich eine Weile stumm in die Augen.

„Da hast Du einen Roman,“ sagte dann Armand lächelnd.

„Aber nicht die Lösung,“ fügte Germine hinzu.

„Die mußt Du Dir selbst erfinden, mein Lieb, wir müssen an die Rückfahrt denken, ich werde die Rechnung verlangen.“

Er erhob sich.

Sie preßte die kleinen Hände zusammen und schien mit einem Entschlusse zu kämpfen, dann flog sie ihm entgegen und schlang den Arm um den Hals ihres Gatten.

„Liebster,“ bat sie, „ich möchte wohl, ehe wir gehen, Marietta besuchen.“

„Sind, was fällt Dir ein, das sind Angelegenheiten so intimer Natur, und Deine Neugier berechtigt Dich nicht, Dich da hineinzu-

„Ach ja, ich bin schrecklich neugierig, aber — sie tut mir auch leid.“

„Wirklich?“

„Sie ist heute in die Spigenschule gekommen, um etwas zu verdienen, aber man hat ihr die Arbeit nicht bezahlt, weil sie nicht gut war. Aber, mein Gott, wie kann man die feinen Stiche machen mit Tränen in den Augen. Was wird sie nun anfangen? Sie ist aller Mittel entblößt, wäre es ein Wunder, wenn sie in ihrer Not sich zu etwas Schlechtem hinreißen ließe?“

„Du willst Dich also zur Schlichterin dieser etwas zweifelhaften Unschuld aufwerfen?“ fragte er lächelnd.

„Ja.“

„Meinetwegen, aber da muß ich auch dabei sein.“

„Wer weiß, es gilt vielleicht einem Verbrechen auf die Spur zu kommen,“ dachte Armand.

Der Wirt brachte die Rechnung. Sie war so hoch gestellt, als wenn sie in einem Hotel ersten Ranges gespeist hätten, und Armand meinte, er würde die Summe gerade auf die Hälfte reduzieren, wenn der Herr Wirt nicht so interessante Geschichten mit in den Kauf gebe, die er so lebendig vorzutragen verstände. Der Wirt verbogte sich geschmeichelt und bemerkte mit einem schlauen Lächeln, daß er stets das Beste seiner Gäste im Auge habe, indem er ihren Geist erfrische und ihren Magen nicht überlade, und daß er hoffe, der Herr werde ihn weiter empfehlen.

Armand machte ihn hierauf mit der Absicht bekannt, Marietta zu besuchen; der Wirt lief sogleich geschäftig voraus, und bat seine Gäste, ihm zu folgen. Er führte sie durch die Küche nach dem Hofe seines Hauses; an mehreren Kehrstrassen vorüber, kamen sie nach einer Art Quai, wo einzelne Häuschen standen. Er wies nach dem einen und bezeichnete es als Mariettas Wohnung.

Wald standen die beiden Fremden vor derselben. Der Eingang des Häuschens war nur durch einen blauen, verblichenen Vorhang geschlossen. Im Begriff einzutreten, ward Armand aufs neue unschlüssig und teilte seine Bedenken Hermine mit.

„Es ist eine heikle Geschichte, fühlst Du das nicht?“ sagte er.

Sie überlegte, dann sagte sie nicht ohne Feinheit:

„Wenn Du mitgehst, ja; wenn wir zwei Frauen allein sind, ganz und gar nicht. Laß mich also allein hineingehen.“

Er willigte ein, und sie hob leise den Vorhang und schlüpfte hindurch.

Sie befand sich in einem ziemlich großen Raume, der durch die kleinen Fenster, vor denen die zerbrochenen, aus den Wänden gerissenen Läden hingen, nur spärlich erhellt war und der durch Neze, Körbe und ziemlich große Segel, die zum Plüßen hereingebracht und hier aufgerollt und aufgehängt waren, ein ganz eigentümlich phantastisches Aussehen erhielt. Im Hintergrunde und der Tür gegenüber befand sich der niedere Herd. Vor demselben kauerte eine weibliche Gestalt, sie hatte die Arme auf den Herd gelegt und den Kopf vornüber gebeugt; eine alte Frau, ein großes dunkles Tuch über Kopf und Schultern geschlagen, stand vor ihr und sprach in sie hinein, sie schien ihr Vorstellungen zu machen. Da sie der Tür den Rücken zuwendete, hatte sie die Eintretende nicht sogleich bemerkt.

„Du wirst aufhören zu weinen, mein Engel,“ rief die Alte in einem freischendenden Tone, der sich alle Mühe gab, zärtlich zu sein. „Du wirst nicht mehr hungern müssen, Du wirst eine Dame sein, geh und Du wirst diese Verbindung segnen.“

Als Hermine nun in der Absicht, sich bemerkbar zu machen, eine Bewegung machte, unterbrach sich die Alte rasch.

Auch Marietta war in die Höhe gefahren und aufgesprungen, sie ging der jungen Dame entgegen; in ihren großen Augen, die überrascht sie anblickten, zitterte noch eine Träne.

„Was wünschen Sie, Signora?“

„Ich möchte es Ihnen allein sagen.“

Die Alte schnitt eine verbrießliche Grimasse, dann streckte sie einen entblößten, entseßlich dünnen Arm unter ihrem Tuche hervor und schwenkte ihn in pathetischer Weise gegen Marietta.

„Töchterchen, ich muß eine Antwort haben, ehe ich gehe, eine ganz bestimmte, hörst Du, er erwartet sie.“

Marietta senkte den Kopf, sie zögerte einen Augenblick, diese Antwort zu geben, dann sagte sie leise und doch entschlossen: „Ich werde kommen, Du kannst es ihm sagen.“

Das alte Weib schnunzelte und lächelte auch Hermine zu, es war ein widerwärtiges Lächeln; dann nahm sie ihr Tuch fester zusammen und schlurste mit ihren Holzschuhen, die ihr beständig von den mageren Füßen fielen, hinaus.

Die zwei jungen Frauen standen beide stumm, verwirrt, verlegen einander gegenüber. Marietta begann zuerst: „Mit was kann ich Ihnen dienen, Signora?“

Die Angeredete wurde rot, ihr Herz pochte stärker, sie hatte es sich leichter vorgestellt. Und dann hatten die Worte, die sie soeben vernommen, sie peinlich berührt und den Verdacht geweckt, daß diese Person das Interesse, das sie ihr entgegenbrachte, vielleicht gar nicht verdiene.

„Ich bin gekommen — weil ich von Ihrem Unglück gehört habe“ — sie sprach beklommen und stockte wieder — „ich habe mir gedacht, ich könnte Ihnen nützlich sein — ich habe mich vielleicht geirrt, und — Sie bedürfen meiner nicht mehr.“

Marietta blickte sie argwöhnisch an.

„Signora, Sie sind vornehm und reich, was können Sie für ein armes Weib, wie ich bin, empfinden? Sie sind wohl nur gekommen, um über mich zu lachen.“

„Ueber Sie lachen!“ rief Hermine empört. „Wie können Sie so etwas glauben; ich habe Ihr Unglück sehr ernst genommen, denn ich habe mir immer gesagt, Herr Gott, wenn Dich so etwas getroffen hätte, das wäre zu schrecklich, das wäre der Tod! O, ich glaubte Ihren Schmerz zu begreifen, allerdings, was ich jetzt weiß —“

„Signora, Sie wissen nicht, daß das, was mich martert, schlimmer ist als der Tod, daß es die Verzweiflung ist.“

Marietta warf in wilder Heftigkeit die Hände vor das Gesicht und brach in Tränen aus.

Hermine blickte sie an, halb mitleidig, halb vorwurfsvoll, dann sagte sie streng: „Gehen Sie, Sie sprechen von Ihrer Verzweiflung, und doch stehen Sie im Begriff, den zu verraten, um den Sie weinen.“

Marietta ließ die Hände fallen und starrte sie aus ihren tränenüberströmten Augen an.

„Ich?“

„Ja, Sie; dieser Engländer stellt Ihnen nach und Sie verständigen sich mit ihm.“

„Sie wissen das?“

„Ich weiß alles.“

„Es ist nicht wahr, Sie wissen nichts, Sie kennen nicht mein ganzes Unglück.“

„Aber ich weiß, daß dieser Engländer an Ihrem Unglück die Hauptschuld trägt; er hat Sie beleidigt, er hat Ihren Gatten beleidigt, er ist Ihr Feind, und Sie, Marietta, Sie —“

„Ich hasse ihn!“ rief das Fischerweib und ihre Gestalt richtete sich dräuend in die Höhe, in

wilder, stolzer Empörung, indes ihre Augen sich mit einem trotigen, herausfordernden Blick nach ihrer Anflägerin wandten.

Hermine mußte diesem Blick zu begegnen, auch sie befand sich in zunehmender Aufregung.

„Und ich glaube nicht, daß Sie ihn hassen, sonst würden Sie diesen Haß ihm zeigen, Sie würden ihm Ihre Verachtung bezeugen, aber ihm nicht sagen lassen, ich werde kommen.“

„Und wenn es in seiner Macht stünde, meinen Mann auszuforschen, ihn festnehmen zu lassen, des Mordversuches ihn anzuklagen —?“

„Wie?“ rief Hermine.

Marietta blieb einen Augenblick mit offenem Munde wie erstarrt in jähem Schreck, dann wandte sie sich von der Fremden hinweg und setzte sich auf den Herd; sie war wie gebrochen. Sie hatte sich zu einem Geständnis hinreißen lassen. Das unbedachte Wort war ihren Lippen entronnen, sie mußte kaum, wie das geschehen. Jetzt preßte sie die Hände zusammen, sah vor sich hin und schwieg.

Die kleine siebzehnjährige Frau hatte sich, von einem kindischen Entsetzen erfaßt, der Lüge zugewendet, sie wollte fliehen, aber als sie sich dann wieder nach Marietta umsah und diese zusammengekauert am Herde sitzen sah, schämte sie sich dieser Schwäche. Ihr Mut, ihre Sympathie für die unglückliche Neuwermählte und, auch all ihre Neugierde waren zurückgekehrt. Die Geschichte wurde ja immer romantischer. Sie näherte sich Marietta und setzte sich schließlich neben sie auf den Herd, von welchem die Asche noch nicht hinweggeräumt war; sie rückte ganz nahe an sie heran und legte ihre feine, weiße Hand auf die braune, kräftige des Fischerweibes.

„Marietta,“ begann sie mit sanfter Stimme, „haben Sie einiges Vertrauen zu mir, ich bitte Sie darum; sagen Sie mir alles, vielleicht kann ich Ihnen helfen.“

Die andere ließ einen schweren Seufzer vernehmen, er schien sie zu erleichtern; und nach einigem Zögern sagte sie leise: „Vor vier Tagen hatte ich meine Hochzeit.“

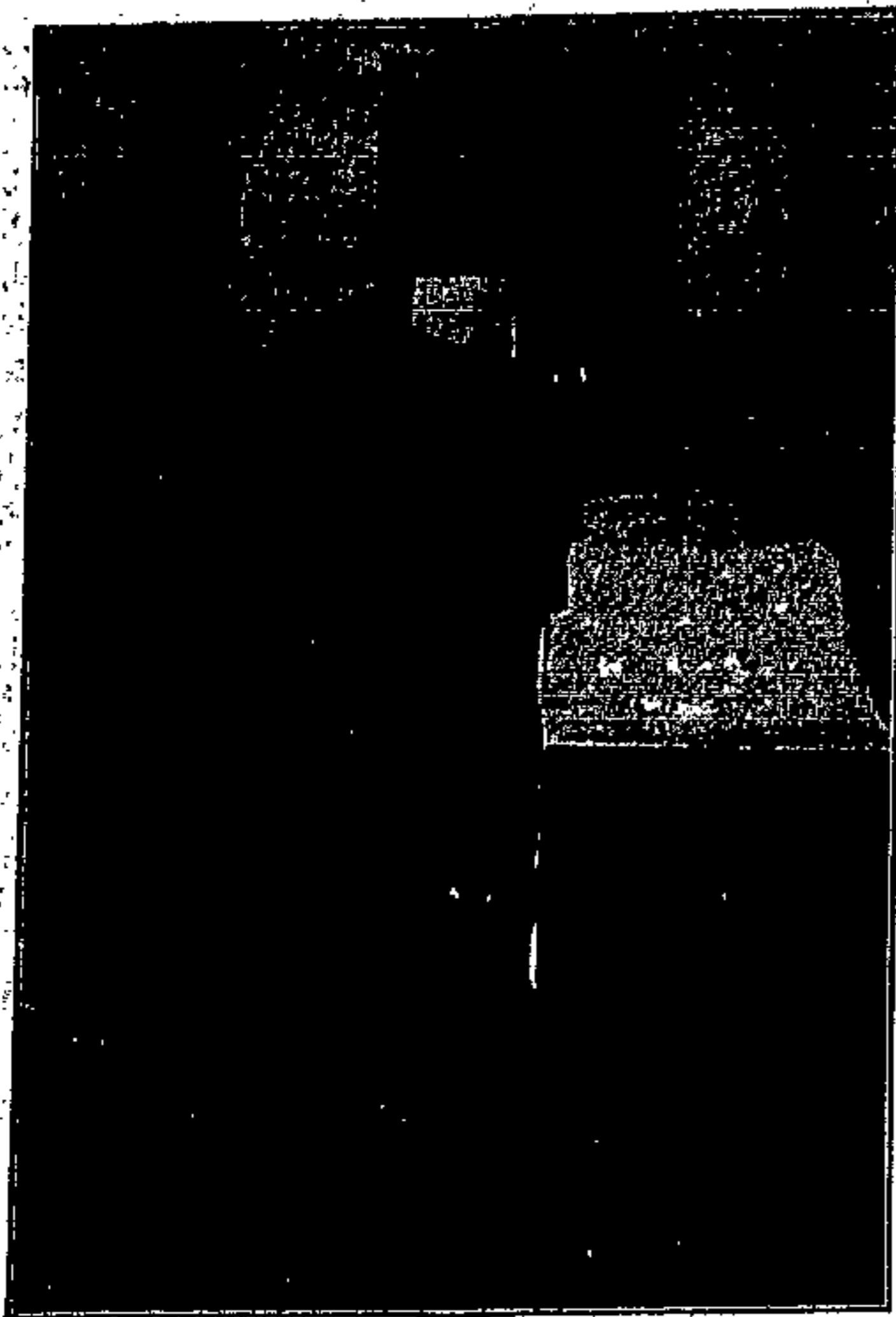
„Ich weiß das,“ entgegnete Hermine ebenso leise, „ich weiß auch, was in der Osteria sich zugegetragen; der Wirt hat es mir erzählt, bis zu dem Augenblick, wo Sie dieselbe verlassen haben. Wohin waren Sie gegangen, Marietta, was war hernach geschehen?“ (Fortsetzung folgt.)

## Die Herberge des Berliner Gewerkschaftshauses.

Von Joh. Sallendach.

Das deutsche Herbergswesen befand sich, als die Gewerkschaftsbewegung Ende der achtziger Jahre wieder auflebte, in einer schlimmen Verfassung. Wenn man mit Recht sagen kann, daß damals die christlichen Herbergen zur Heimat die einzigen Stätten waren, wo ein anständiger Handwerksbursche verkehren konnte, so ist jedem Kenner klar, wie unbefriedigend die Herbergsverhältnisse waren. Die damals bestehenden Meistervereinigungen haben auf diesem Gebiete ganz versagt, wie sie auch später nichts geleistet haben; die Privatherbergen, die „wilden Bienen“, waren rein geschäftliche Unternehmungen, die den Kunden zwar nicht durch den Preis der Betten, aber durch den Trinkzwang ausbeuteten. In bezug auf Reinlichkeit ließen diese Privatherbergen alles zu wünschen übrig.

Als der Zusammenschluß der örtlichen Gewerkschaften zu lokalen Vereinigungen, zu Gewerkschaftskartellen erfolgte, war eine der ersten Aufgaben, die man in Angriff nahm, die Regelung der Herbergsverhältnisse. Man schloß mit



Schlafzimmer.

einzelnen Wirten Verträge, vereinbarte mit ihnen bestimmte Preise für Uebernachten und für Speisen und Getränke und behielt sich das Recht der Beaufsichtigung des Betriebes vor.

Auf diese Weise wurde vieles gebessert, und das reisende Verbandsmitglied konnte wenigstens der christlichen Herbergen und der katholischen Gesellenvereine entbehren. Diesem letzteren gehörte tatsächlich eine ganze Anzahl Gehilfen nur der Vergünstigungen wegen an, die die Mitglieder auf der Reise genossen.

In vielen Orten, und in Großstädten mehr als an mittleren Plätzen, war die Regelung nicht leicht, und der Wunsch, auf dem Gebiete des Herbergswesens etwas Musterträchtiges zu schaffen, war mit einer der Hauptgründe, die zur Errichtung von Gewerkschaftshäusern führten.

Die Berliner Gewerkschaftsherberge, der die beigelegten Abbildungen entnommen sind, war die dritte Gewerkschaftsherberge, die im eigenen Hause errichtet wurde. Stuttgart und Frankfurt waren bereits vorausgegangen, aber in älteren Häusern, die dem neuen Zweck entsprechend umgebaut waren. Jedenfalls lagen besondere Erfahrungen auf dem Gebiete des Herbergswesens noch nicht vor, und so war man bei dem Berliner Neubau genötigt, sich mit den praktischen Erfahrungen zu behelfen, welche die die Herberge einrichtenden Personen früher selbst gesammelt hatten. Im allgemeinen hat sich das damals im Jahre 1900 eingeführte bewährt, es ist seitdem nur wenig geändert worden.

Von vornherein wurde damit gerechnet, daß das Unternehmen sich nicht selbst tragen würde, daß ein indirekter Zuschuß durch den Ueberschuß aus dem vorderen Restaurant oder ein direkter barer Zuschuß geleistet werden müsse. Dieser für die Berliner Herberge nötige Zuschuß beträgt jährlich rund 12 000 Mk.

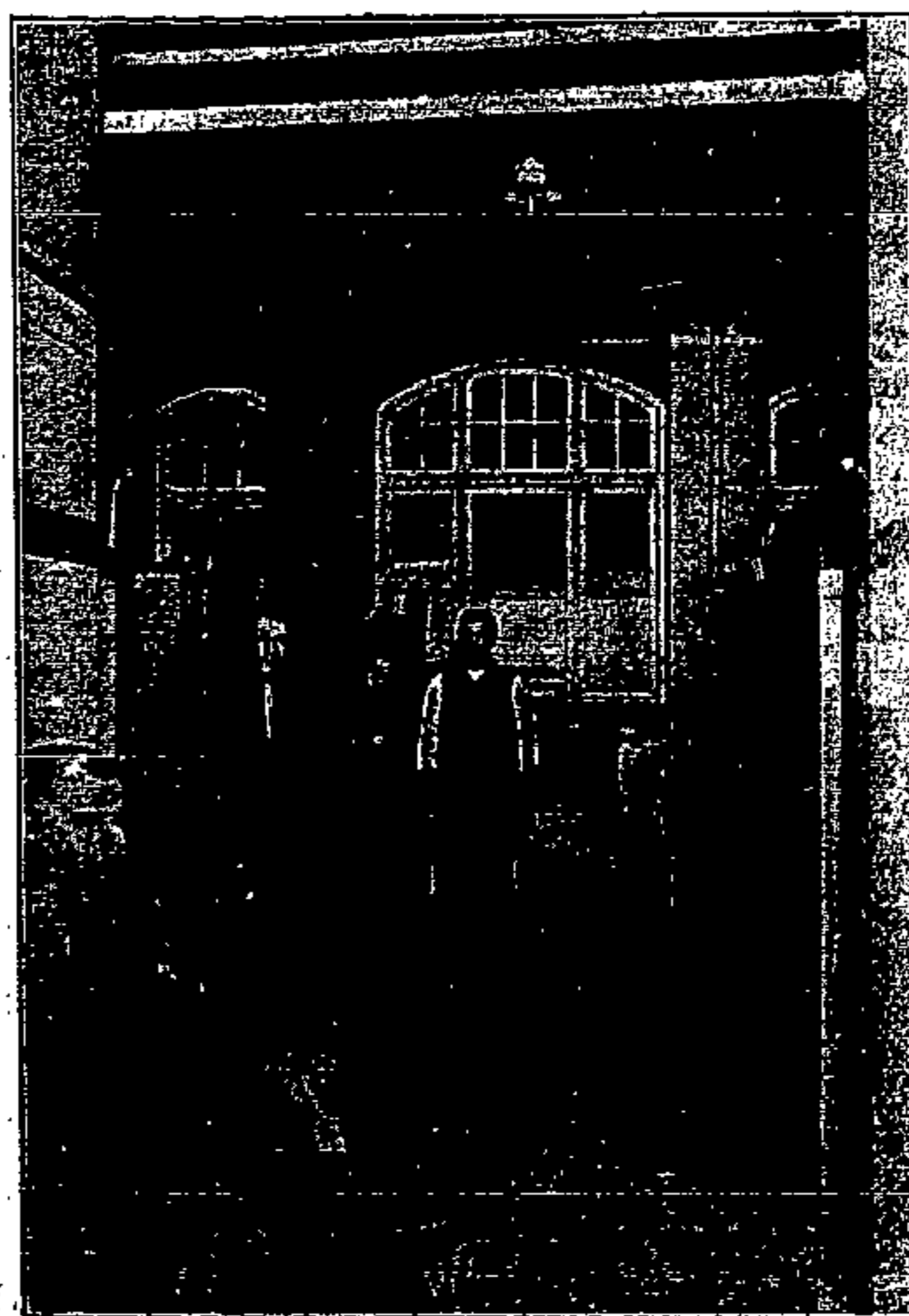
Es galt zunächst, jede Anreizung zum Trinken zu vermeiden, und so wurde denn außer dem kleinen Restaurant mit eigener Küche, das zu besonders billigen Preisen Speisen und Getränke abgibt, ein Lesesaal eingerichtet, in dem nichts verzehrt werden darf. In den ersten Monaten standen diese Tagesaufenthaltsräume jedem offen; das mußte indessen aus verschiedenen Gründen, vor allem aus Platzmangel, bald geändert werden. Heute werden nur solche Personen zugelassen, die in der Herberge wohnen und im Besitze einer Schlafkarte sind.

Zwei große Reformen hat das Berliner Gewerkschaftshaus sofort mit der Eröffnung der Herberge eingeführt: den Badezwang und die Lieferung frischer Wäsche für jeden Reisenden. Unter den Handwerksburschen gibt es viele, die wegen Mangel an Badegelegenheit monatelang keinen Tropfen Wasser auf jenen Körperteilen gehabt haben, die von der Kleidung bedeckt sind. Der richtige Kunde empfindet das auch kaum als einen Mangel, es ist daher nicht allein nötig, Badegelegenheit zu geben, sondern es muß auch ein ernstlicher Zwang ausgeübt werden.

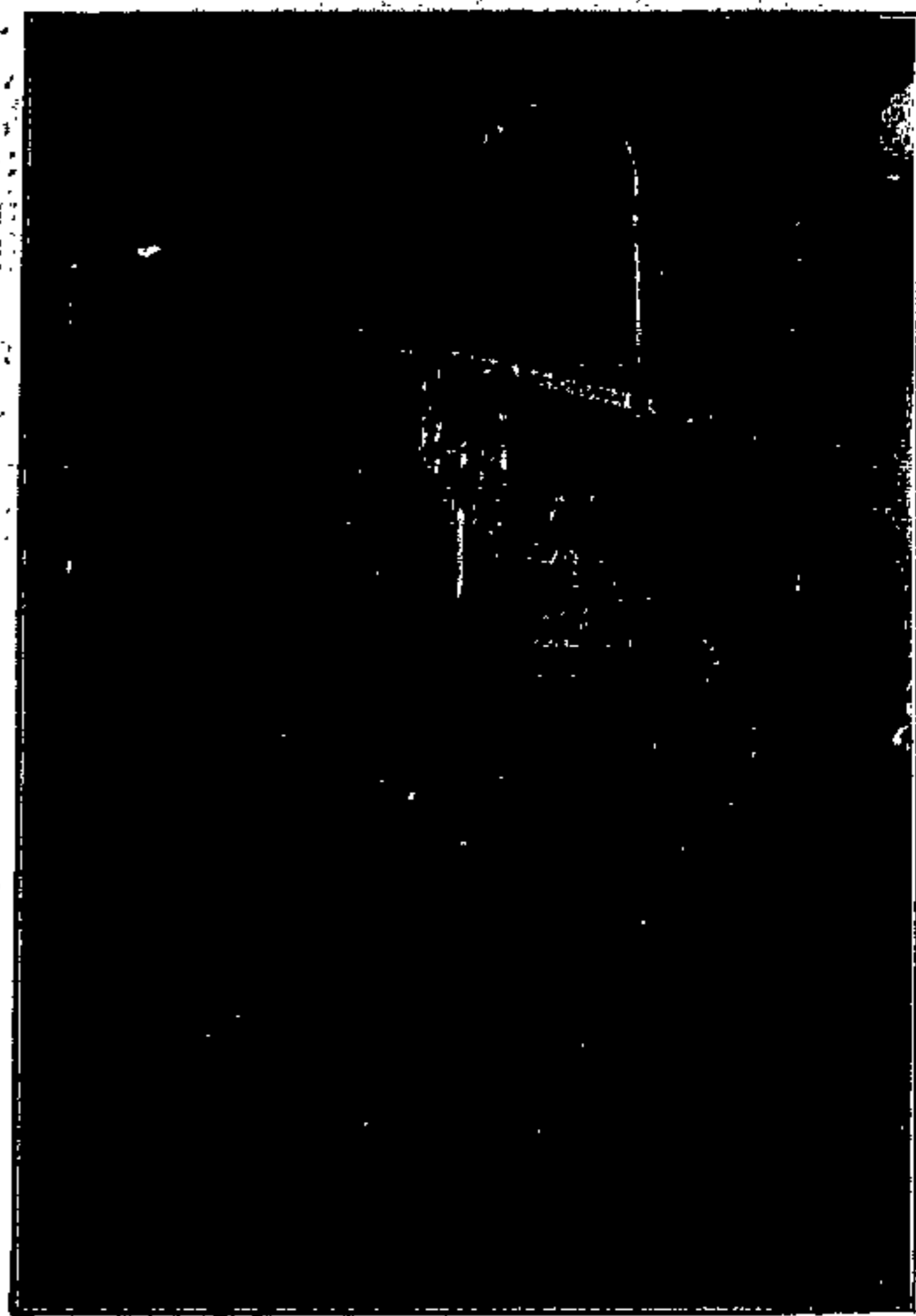
Durch die Einführung des Badezwanges kann eine andere nötige Arbeit in anständigerer Weise als bisher erledigt werden: die Untersuchung, ob Ungeziefer vorhanden ist. Jeder, der früher als Handwerksbursche gereist ist, kennt die damals und vielfach auch jetzt noch übliche, nicht allzu feinfühligere Untersuchungsmethode, die hier nicht näher auseinandergesetzt werden soll. Jedenfalls gibt die Einführung des Badezwanges die Möglichkeit, die Untersuchung vorzunehmen, während der Schlafgast sich in seiner abgeteilten Badezelle befindet. Zeigt sich Ungeziefer, so kann die Reinigung, die unentgeltlich geschieht, im vorhandenen Desinfektionsapparat erfolgen, ohne daß ein anderer Gast etwas davon erfährt.

Noch ein zweites Vorteil ist mit dieser Untersuchung während des Badens verbunden. Da unter anderen Verhältnissen die Untersuchung ganzer Trupps zusammen erfolgt, so ist der Gast gezwungen, zu einer bestimmten Zeit ins Bett zu gehen, ob er Schlafbedürfnis hat oder nicht. Jetzt hat er bereits beim Eintritt in die Herberge am Schalter der Eintrittshalle seine Schlafkarte erhalten, auf der die Nummern des Zimmers und des Bettes angegeben sind, er hat damit die Möglichkeit, nach seinem Belieben früher oder später schlafen zu gehen, was jedenfalls auf das Wohlbefinden von großem Einfluß ist.

Als eine zweite Reform von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist die Lieferung von frischer Wäsche für jeden Zugereisten zu nennen. Wer nicht gereist ist, wird fragen, ist denn das nicht überall so? Nein, das war ganz anders und ist auch heute meistens noch ganz anders. Die Bettwäsche bleibt vielfach wochenlang liegen, obgleich jeden Tag ein anderer Gast das Bett benutzt. Die Handtücher sind gemeinsam und



Badeanstalt.



Desinfektionsöfen.

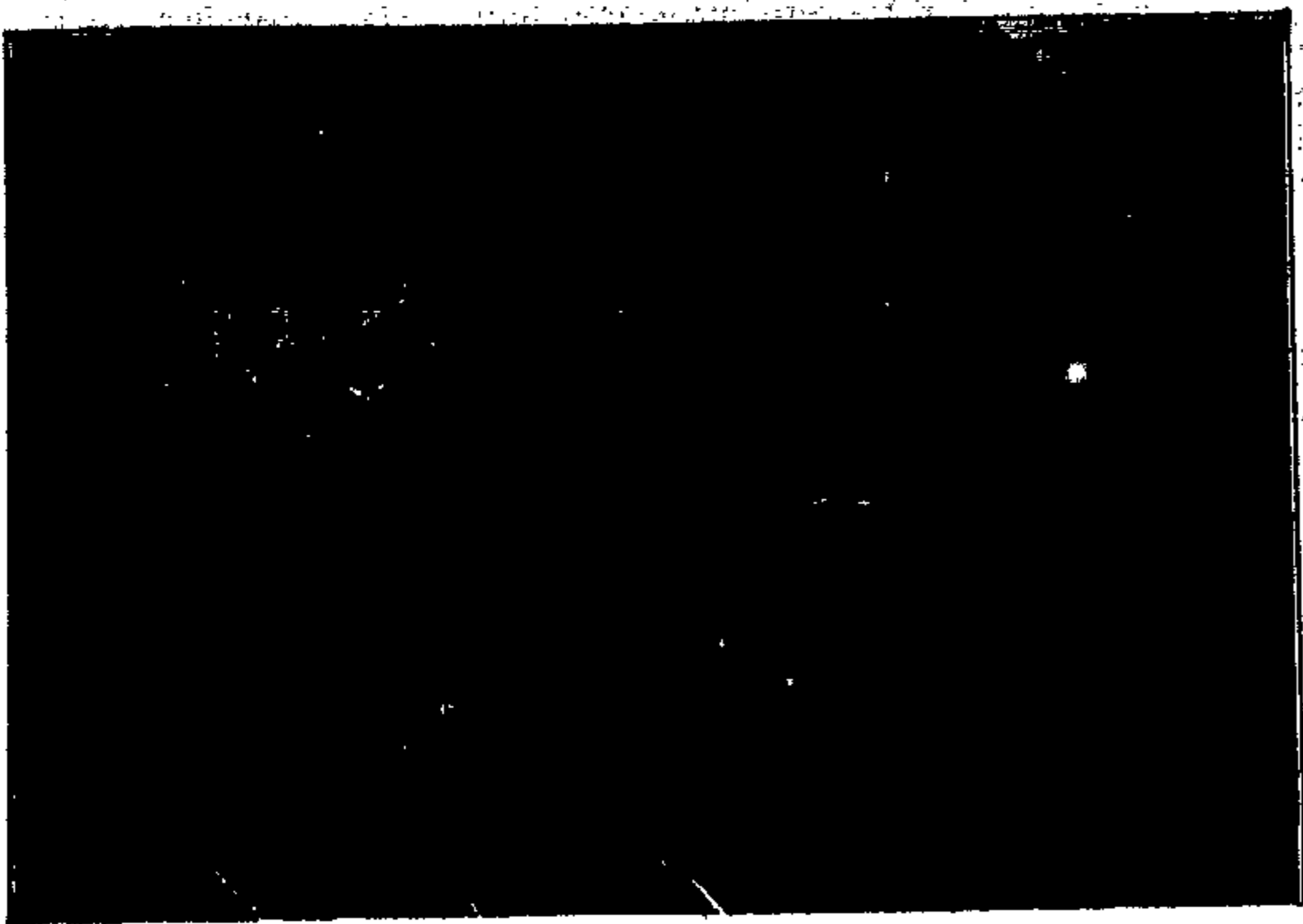
bestehen vielfach aus einem endlosen Handtuch auf einer Rolle, an dem sich einige Dutzend Gäste abtrocknen. Beides sind gute Gelegenheiten zur Uebertragung von Krankheiten.

Diese beiden Reformen sind sehr teuer. Jahrelang wurde das Bad einschließlich Seife und Handtuch für 5 Pf. gegeben, jetzt ist der Preis auf 10 Pf. erhöht, aber auch dieser Preis deckt nicht die Selbstkosten. Die Bettwäsche beansprucht, wenn der Gast nur eine Nacht bleibt, bei den billigen Betten fast dreiviertel des zu zahlenden Schlafgeldes.

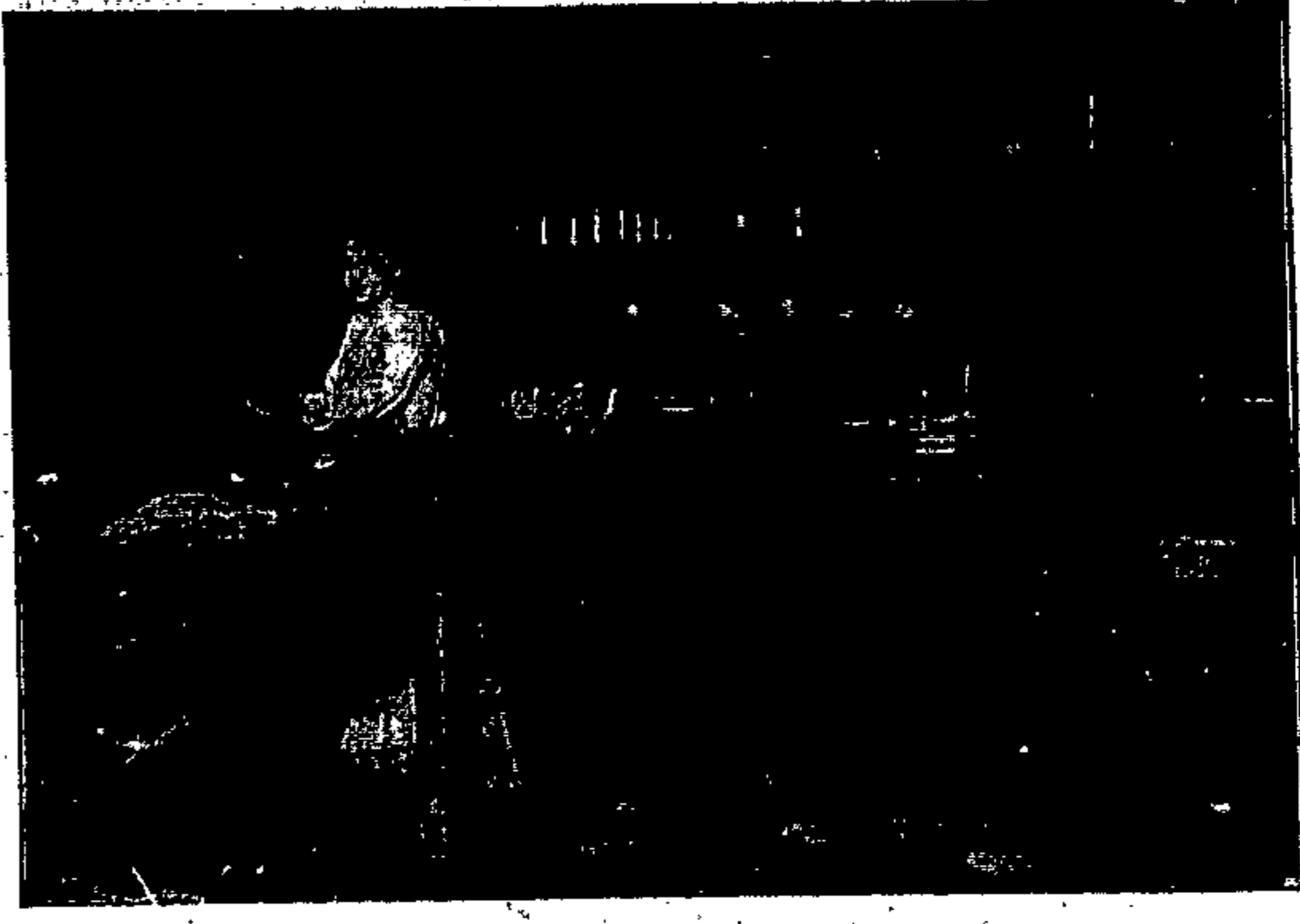
Als kleine Reformen seien die unentgeltliche Aufbewahrung des Reisegepäckes und die unentgeltliche Verleihung von Stiefelbürsten angeführt. Hierfür müssen in den meisten anderen Herbergen 2, 3 oder 5 Pf. bezahlt werden.

Die Schlafzimmer enthalten 1, 2, 4, 6 und 11 Betten und sind so eingerichtet, wie es den Anforderungen der Hygiene entspricht. Es sind vorhanden 92 Betten zu 45 Pf., 54 zu 55 Pf., 24 zu 65 Pf., 22 zu 80 Pf. und 4 Einzelzimmer zu 1,50 Mk. Jedes Schlafzimmer hat Zentralheizung, elektrische Beleuchtung und laufendes Wasser. Die Waschgelegenheit befindet sich im Schlafzimmer selbst und nicht wie vielfach anderswo in gesonderten Waschräumen. Die eisernen Bettstellen sind besonders für das Gewerkschaftshaus angefertigt worden, und zwar mit ganz hohen Füßen, die einen vollen Ueberblick über den Fußboden gestatten, so daß sich nirgends Schmutz ansammeln kann. Matten und Decken sind nicht nach jedermanns Geschmack, sie bieten aber die Möglichkeit, in den Desinfektionsraum gesteckt und gereinigt werden zu können.

Die Herberge des Berliner Gewerkschaftshauses ist seit ihrer Eröffnung im Jahre 1900 bis zum 1. Januar 1912 von 186 376 Gästen benutzt worden, die dort 695 193 Nächte schliefen. Während derselben Zeit wurden 187 241 Bäder verabreicht und 2725 Desinfektionen vorgenommen. Nach Tausenden rechnen auch die Besucher aus allen Volkskreisen und besonders aus dem Auslande, die das Berliner Gewerkschaftshaus und vor allem seine Herberge besichtigt haben. Jeder Besucher hat wohl die Ueberzeugung gewonnen, daß die Berliner Gewerkschaften etwas geschaffen haben, auf das sie stolz sein können und das dazu beiträgt, die Lage der reisenden Gewerkschaftsmitglieder so viel wie möglich zu erleichtern. —



Eintrittshalle.



Küche.

## Wie Jung-Deutschland erwirgt wurde.

Von Ernst Kreowski.

(Schluß.)

Wie das geschehen soll, wird des weiteren aufgezählt unter Namhaftmachung jener vier Autoren, deren sämtliche Schriften, „insofern sie nicht im Inlande (Preußen) mit diesseitiger Zensur erschienen sind“, für verboten erklärt werden. Und dann kommt das Ungeheuerlichste: daß nämlich die Zensoren im Königreich, denen sonst zustand, ihnen vorgelegte Bücher und Zeitschriften auf ihre Gefährlichkeit oder Ungefährlichkeit zu begutachten, jetzt angewiesen wurden: „keiner Ankündigung oder Kritik oder sonstigen Erwähnung der vorerwähnten Druckschriften und keiner neuen Schrift jener Individuen (selbst wenn sie, sagt Gouben, über eine griechische Partikel oder über Geflügelzucht gehandelt hätte!) das Imprimatur zu erteilen“ . . .

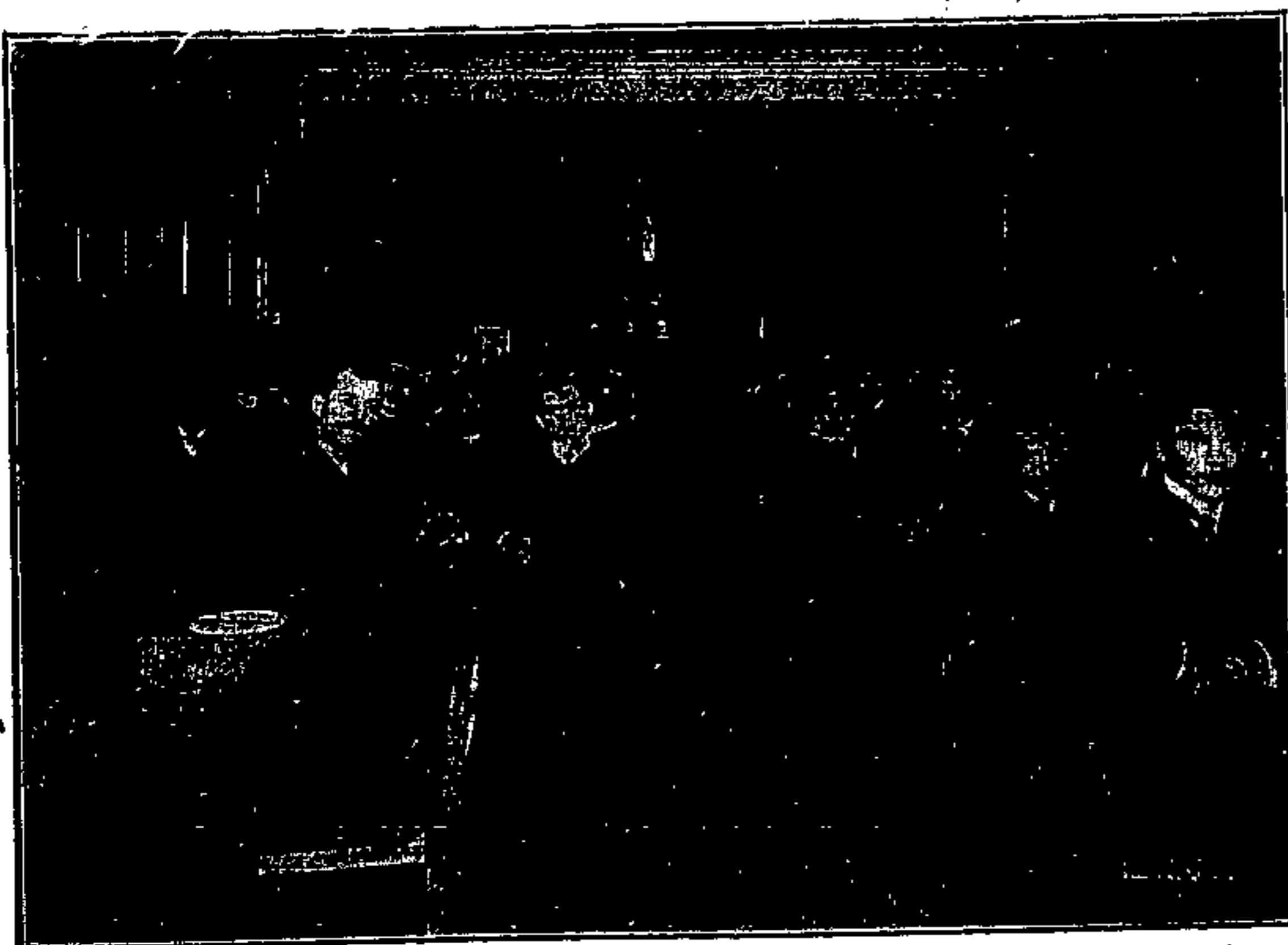
Dieser ungeheuerliche, hier mit Sperrdruck hervorgehobene Zusatz stammt von der Hand Mühlers, während das ganze Zirkular den später wahnsinnig endenden Geheimrat Tschoppe zum Verfasser hat. Diesem Ungeheuer, dem dann noch der nicht minder berüchtigte Kriminalrat Dambach unterstellt wurde — wahrlich ein sauberes Brüderpaar! — waren die Jungdeutschen auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Laube bezeichnet in seinen „Erinnerungen“ den Tschoppe als „die Achse“ im Kreise der Ministerialkommission. Des von Wittgenstein aus durch ihn vorgezeichneten

Weges ging natürlich der Polizeiminister. „Tschoppe las alles und erzählte seinem nicht lesenden Chef von den drohenden Gefahren und fragte dann: ob? — Der Chef nickte bloß mit dem Kopfe, und man nahm diesen oder jenen von der Rote Korah beim Stragen.“ . . . Tschoppe war aber auch zugleich alles vermögendes Mitglied des preussischen Oberzensurkollegiums, eines Instituts, das seit 1819 bestand und eine Zwischenbehörde bildete zwischen den Zensoren und denjenigen Ministerien, die bei Zensurfragen mitzusprechen hatten. Und von diesem Kollegium, das hinwiederum sowohl durch den allmächtigen Hausminister Wittgenstein als auch gleichzeitig von Wien her durch Metternich stark beeinflusst wurde, ist der Antrag an das preussische Staatsministerium auf Erlass des Edikts vom 14. November ergangen. Wir haben schon gehört, wie schmählich und wahrheitswidrig Metternich die jungdeutschen Schriftsteller als „revolutionäre Bagage“, als „antisoziale Verschwörung“ verdächtigt hatte. Und in diese Kerbe hant das Oberzensurkollegium mit seiner denunziatorischen Eingabe vom 11. November. Es heißt darin — und es sei gleich bemerkt, daß die hier niedergelegten Zeitsätze hernach in den Zensurbeschlüssen verschiedener anderer deutscher Kleinstaaten immer, ja manchmal noch vergrößert, wiederkehren:

„Ein Teil der deutschen Literatur hat in der neueren Zeit eine Richtung angenommen, welche unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich ziehen mußte. Diese Richtung wird von einer Gesellschaft meist jüngerer Schriftsteller ver-

folgt, welche unter der Bezeichnung „Das junge Deutschland“ oder „Die junge Literatur“ aufgetreten ist und es sich zur Aufgabe gemacht zu haben scheint, dem Bestehenden auf eine andere Weise wie bisher entgegenzutreten und die Revolution auf einem neuen Wege herbeizuführen. Es handelt sich in den Erscheinungen dieser Literatur entweder gar nicht oder nur auf untergeordneter Stelle um Erörterungen aus dem Gebiete der Politik, durch welche die Schriftsteller der Bewegungspartei ihre Zwecke zu erreichen bemüht waren; man hat diesen Weg aufgegeben, indem auf demselben bei den kräftigen Maßregeln der Regierungen das Ziel doch nicht zu erreichen war, und vorgezogen, auf einem noch sicherern, wenn auch versteckteren Wege vorzugehen.

Die junge Literatur kämpft hiernach gegen jede geoffenbarte Religion und bildet sich vorzugsweise zur Sinnenlust ihren eigenen Kultus; sie greift das Christentum und seine Lehren auf die frechste Weise an, setzt die heiligsten Verhältnisse, namentlich die Heiligkeit der Ehe, herab, kämpft gegen Sitte, Zucht und Ehrbarkeit, und sucht eine Rehabilitation (Wiedergeburt) des Fleisches und seiner Lüste herbeizuführen. Mit der Lösung der Schranken, welche Religion und Sitte dem unzüchtigen Treiben gesetzt, lösen sich auch bei der überhand nehmenden Verworfenheit alle anderen Bande, und diesen Zeitpunkt scheint



Restaurant.



Schlaffaal.

die junge Literatur herbeiführen zu wollen, um demnächst auch in politischer Beziehung mit leichter Mühe die dem revolutionären Treiben entsprechenden Veränderungen herbeizuführen."

Es wird aufgefassen sein, daß in dem preussischen Birkular vom 14. November 1835 weder Börne noch Heine genannt sind. Die Schriften Ludwigs Börnes soll man in der Eile vergessen haben, wie Theodor Mundt 1840 im "Freihafen" berichtet hat. Was Heinrich Heine betrifft, so stand er ja, wie vorhin bemerkt wurde, seit Jahren auf der Verbotsliste. Uebrigens sorgte Metternich schon bei der Knechtelig auf Viebesdienste verlassenen preussischen Regierung, daß das Veräumnis Heine gegenüber in einem Nachtrag wettgemacht wurde.

Metternich jedoch plante noch etwas ganz anderes. Preußens Vorgehen gegen die Jungdeutschen genügte ihm zwar einstweilen. Indessen ging seine Absicht auf eine allgemeine Bundestags-Maßregel aus. „Schon am 29. Oktober — wir verdanken Dr. G. G. Gouben die Aufhellung der bisher unbekannteren Entstehungsgeschichte des Bundesbeschlusses — hatte in Frankfurt a. M. der österreichische Präsidialgesandte seinen sämtlichen Kollegen ein gemeinsames Vorgehen gegen die Verbindung der jungen Literatur warnend an Herz gelegt. . . Außerdem hatte sich Metternich persönlich dieserhalb mit dem Hausminister Friedrich Wilhelm III. in Verbindung gesetzt." Mit vollem Erfolg natürlich; denn er wußte sehr wohl, was Preußen zugemutet werden konnte. Auf dessen Stimme war also zu zählen. Sachsen und Baden erklärten gleichfalls ihre sofortige Bereitwilligkeit. So war es denn dem Bundestage ermöglicht, bereits am 10. Dezember 1835 jene allenthalben Aufsehen erregende Verfügung zu erlassen, die dank ihrer bald als Verbot, bald auch nur als Verwarnung auslegbaren Fassung eine ganze Gruppe deutscher Schriftsteller dauernd mundtot machen sollte. Der im Edikt des preussischen Oberzensurkollegiums präparierte Restrain von der Staatsgefährlichkeit des jungen Deutschland wird selbstverständlich auch in diesem Bundestagsbeschuß ange schlagen.

„Nachdem sich — heißt es da — in neuerer Zeit unter der Bezeichnung „Das junge Deutschland“ oder „Die junge Literatur“ eine literarische Schule gebildet hat, deren Bemühungen unverhohlen dahin gehen, in belletristischen, für alle Klassen von Lesern zugänglichen Schriften die christliche Religion auf die frechste Weise anzugreifen, die bestehenden sozialen Verhältnisse herabzuwürdigen und alle Zucht und Sittlichkeit zu zerstören, so hat die deutsche Bundesversammlung — in Erwägung, daß es dringend notwendig sei, diesem verderblichen, die Grundpfeiler aller geselligen Ordnung untergrabenden Bestrebungen . . . sofort Einhalt zu tun — sich zu nachstehenden Bestimmungen vereinigt."

Und nun werden diese Bestimmungen paragraphiert. Danach sind gegen die Verfasser — „namentlich" Heine, Gutzkow, Laube, Wienbarg und Mundt —, ferner aber auch gegen deren „Verleger, Drucker und Verbreiter die Straf- und Polizeigesetze ihres Landes, sowie die gegen den Mißbrauch der Presse bestehenden Vorschriften nach ihrer vollen Strenge in Anwendung zu bringen".

Metternich rief sich vor Vergnügen die Hände. Fast alle Bundesregierungen hatten den Bundestagsbeschuß behufs strikter Ausführung angenommen. Nur die beiden süddeutschen Königreiche nicht. Dafür versicherten sie jedoch, auf Grund eigener Gesetzmäßigkeit vorzugehen. Namentlich glaubte die Regierung Bayerns der vom satanischen Geist des jung-

deutschen Schrifttums bedrohten römisch-katholischen Landeskirche besonderen Schutz angedeihen lassen zu sollen. Demgemäß versteigt sich der bayerische Minister v. Wallerstein in seiner Verfügung vom 14. Dezember 1835 zu wahrhaft mittelalterlichen Verschwörungsförmeln. Dies in mehr als einer Hinsicht merkwürdige Dokument ist zu umfanglich, um es hier nach seinem ganzen Wortlaut abzu drucken. Wir können uns jedoch nicht versagen, einige seiner markantesten Leitsätze wiederzugeben.

Wallerstein erkennt zwar an, daß die Schriften der Jungdeutschen „jeder politischen Außenseite sorgsam entblößt" seien. Aber diese junge Literatur „greift nicht nur die Grundlagen des Christentums, sondern auch die Basis aller Sitte, und namentlich das Institut der Ehe, in unverhohlener Fehde an, bezeichnet Zucht und Ehrbarkeit als Krankheiten der Nationen und empfiehlt mit frecher Stirne das Aufgeben aller Begriffe von Anstand (die sogenannte „Rehabilitation des Fleisches und seiner Lüfte") als den Zielpunkt aller wahren Volksbildung. . . . Nachdem Wallerstein dann einzelne Schriften Laubes, Mundts, Wienbargs gebrandmarkt hat, „vor allem aber Gutzkows „Luzinde", dessen „Ballu, die Zweiflerin", und ganz neuerlich jene „Deutsche Revue", welche ihren Todesstoß im Entstehen durch deutsche Liberale des edleren Schlages erhielt (darunter begreift der Wiedermann natürlich die starken Helfershelfer der schwärzesten Reaktion!) und vor deren Tendenz selbst jene Radikalen und Republikaner zurückschauderten, die mit den Thronen nicht auch alles gesellschaftliche Fundament vernichtet und das alte Europa in seinen sozialen Einrichtungen nicht tiefer herabgeschleudert wissen möchten, als der Wilde in den Wäldern vor seinen Verführungen mit den zivilisierten Ländern stand", — kommt er endlich auf die „heiligsten Güter", die es zu schützen gelte, selbst zu sprechen:

„Es handelt sich hier nicht, wie bisher, um den bloßen Wettkampf politischer Meinungen, um ein Mehr oder Minderes liberaler oder auch radikaler Bestrebungen; es fragt sich vielmehr bei der konkreten Art von Angriffen um die reinsten und heiligsten Güter der Menschheit, um den Glauben, um eine höhere Bestimmung, um das Erkennen einer größeren sittlichen Weltordnung; es fragt sich, ob das Erbe von mindestens 60 Jahrhunderten, ob Bildung, Wissen, Kunst und überhaupt alles unter dem Namen der Zivilisation Begriffene noch ferner aufrecht bleiben oder herabsinken soll in den Pfuhl des rohesten, tierischsten Materialismus; es fragt sich endlich um die Grundbedingung jeder monarchischen wie republikanischen Staatenbildung und darum, ob noch Völker, ja ob noch Familien fortbestehen dürfen, oder ob das menschliche Geschlecht in Atome aufgelöst werden will, um nach namenlosen Leiden, nach Konvulsionen der größtlichen Art zu jenen Wahrheiten zurückzugelangen, welche ihm jetzt errungen und tief in das Herz gegraben sind" usw. usw.

Man sieht, der Mann ist nicht umsonst durch die Schule des Ignaz Loyola gegangen. Nicht genug, daß er, um bei allen bayerischen Behörden die Lust am forschen Zugreifen zu steigern, flugs neben Heine auch Gutzkow, Mundt und Wienbarg als — Judenstämmlinge vorreitet, bringt er die Jungdeutschen wider besseres Wissen in tiefinneren Zusammenhang mit den „Bewegungs"aposteln von Gumbach und mit Giuseppe Mazzinis politischer Propaganda.

Der rote Lappen ward gut geschwungen und tat seine Wirkung. Aber auch Braunschweig und Sachsen nahmen sich Preußens selbständiges Vorgehen zum Vorbild für ihre Spezialverfügungen, die Friedrich Wilhelm III. sodann

erst noch recht durch Nachträge übertrumpfte. Denn vom 1. Mai 1836 ab fungierte der Hofrat Karl Ernst John als preussischer Zensor. Goethe, der ihn zwischen 1813/14 als Schreiber beschäftigt hatte, gibt ihm ein schlechtes Sittezeugnis. Und in Wernhagen von Enjess Tagebüchern lesen wir am 22. Januar 1837 folgende Eintragung über diesen Wieder mann und seine Antezedenzen:

„Gestern schrieb ich Schimpf und Schande gegen den Zensor John; heute lese ich seine Ehre in der „Staatszeitung", er hat beim heutigen Ordensfeste den roten Adler vierter Klasse bekommen. Ein Mensch, der die Müberei ausgeübt hat, nach unserer Bestimmung von Sachsen eine Schmähchrift gegen Preußen („Sachsen und Preußen", Berlin 1814) zu verfertigen, heimlich drucken zu lassen, in der Provinz zu verbreiten und dann bei der preussischen Behörde die Personen polizeilich anzugeben, bei denen die Schrift sich fand! Die Geschichte ist nicht nur so erzählt, sondern gerichtlich erwiesen und der Anstifter mit namhafter Strafe belegt worden."

Solchen Leuten waren die Jungdeutschen mit Haut und Haaren überantwortet! Da mußten ja die Bundestagsbeschlüsse, denen von den einzelnen Regierungen die brutalsten Verschärfungen verliehen wurden, für die hienon Betroffenen entsetzliche Folgen haben. Und so war es in der Tat. Am liebsten hätte man sie selber dem Senker überliefert, mindestens doch — wenn es nach dem Ratsschlag des sächsischen Gesandten v. Jordan gegangen wäre — „zur Detention im Narren- oder Zuchthause verurteilt". Es war aber schon hart genug, daß ihre Schriften, soweit sie erschienen waren, unter Androhung empfindlicher Geldstrafen — in Sachsen und Anhalt- Dessau 20 Taler, im Lübeckischen und in Mecklenburg-Schwerin 10 Taler, im Großherzogtum Hessen und Lippe- Detmold 10 Gulden, in Hannover 50 Taler! — von jedweder Verbreitung ausgeschaltet wurden. Und nicht genug damit, dehnte man hier und da das Verbot sogar auf alle etwa später erst erscheinenden, also noch nicht einmal im Keim vorhandenen Schriften aus. . . . „Die jämmerliche Kreuzfahrt gegen die junge Literatur ist zwar in sich selber verunglückt, zer sprengt und zerfallen," schrieb Wernhagen am 26. Mai 1836 an den Fürsten Bückler von Muskau, „die Nachwirkung dauert aber unselig fort, und das ganze Gebiet der Literatur ist wie versenkt und verbittert, der böse Geerrand zieht über das weite Land."

## O laßt mich meinen Herbst noch sehn!

Ich fürchte euch, ihr grauen Tage,  
schon spür' ich euer fernes Weh'n;  
mir graut vor eurem Flügelschlage,  
laßt mich doch meinen Herbst noch sehn!

Du meine Sonne, scheuch von hinnen  
die grauen Nebel aus dem Feld,  
daß ich mit sonnenfrohen Sinnen  
noch einmal seh im Glanz die Welt.

So leuchtend, wie ich sie gesehen,  
als du im Herbst sie einst geküßt,  
daß sie vor Scham glaubt' zu vergehen  
und wunderbar ergähet ist.

Ich aber ging durch all das Glühen,  
und Herz und Sinne wurden weit,  
und still versank mit seinen Mühen  
der Tag in der Unendlichkeit. — — —

Drum fürcht' ich euch, ihr grauen Tage,  
schon spür' ich euer fernes Weh'n;  
mir graut vor eurem Flügelschlage,  
o laßt mich meinen Herbst noch sehn!

Karl Petersen.

## Lehrjahre.

Eine Jugendgeschichte von K. Wermuth.

(Fortsetzung.)

Der Tag fing bereits an zu grauen, als Sellmut in den Hof hinaustrat. Es war die erste Nacht, die er nicht im elterlichen Heim zugebracht hatte. Er dachte an seine Eltern und Geschwister, die noch schlafen würden. Als Sellmut das letzte Brett nach der Backstube gebracht hatte, waren bereits die ersten Semmeln fertig. Der Meister hatte ihm gesagt, daß, wenn er Hunger habe, er sich etwas von der frischen Ware nehmen könne, den Kaffee gebe es erst später.

Die frische Backware wurde sofort nach dem Laden gebracht, wo sich nach kurzer Zeit auch die ersten Kunden einstellten. Hier lief, je nachdem die Ware geraten war, das Geschäft ab. Sahen die Semmeln nicht schön aus, so hatte Frau Ulrich, die gleichfalls früh auf dem Posten sein mußte, die tabelnden Kunden zu beschwichtigen. Oft tat sie das in einer solchen Weise und so laut, daß es die in der Backstube tätigen Leute zu hören bekamen. Sie vernahmten einen Müffel nach dem anderen, so daß sich Frau Ulrich schon dadurch am besten rehabilitiert zu haben glaubte.

Es waren bereits einige Wochen seit dem Eintritt Sellmuts in die Lehre vergangen. In dem Wesen des Knaben hatten sich in dieser Zeit so tiefe Veränderungen vollzogen, daß seine Eltern ihn mit besorgten Fragen bestürmten. Während der Vater sich nach allerlei erkundigte, was in seiner Lehre vorgehe, suchte die Mutter aus ihm herauszuholen, warum er so selten nach Hause komme. Mit wachsender Besorgnis beobachtete sie Sellmut, wie er immer elender wurde, indessen der Vater schon in Worten der Empörung zu verstehen gab, daß er diesem Treiben nicht mehr länger zusehen werde.

Um vorzubeugen, suchte Sellmuts Mutter mit Ulrichs in Güte eine Verständigung. Es ginge doch nicht an, einem in der Entwicklung begriffenen Knaben die Möglichkeit, sich in der freien Natur zu ergehen, vorzuenthalten. Frau Ulrich hatte geantwortet, daß es an dem Knaben läge, wenn er seine freie Zeit nicht in richtiger Weise nütze.

Eines Tages war Sellmut nach Hause gekommen, um mitzuteilen, daß er verunglückt sei. Er hatte, noch schlaftrunken, wieder an der Leigteilmaschine gestanden und beim Aufschlagen des schweren eisernen Deckels vergessen, denselben zu befestigen. Gerade als er im Begriff gewesen, den Teig in das Gefäß zu bringen, war der Deckel zurückgefallen und hatte ihm den Daumen zerquetscht. Man hatte ihn schnell etwas verbunden und Sellmut im Nebenzimmer auf das Sofa gelegt. Hier hatte der Knabe, sich in Schmerzen windend, eine Zeitlang zugebracht, bis ihn der Meister wieder die Arbeit anzutreten ersucht hatte. Sellmut war der Aufforderung wohl nachgekommen, doch nach kurzer Zeit ohnmächtig zusammengebrochen. Darauf hatte man ihn in die Kammer gebracht und in das Bett gelegt, wo er nach einigen Stunden Schlaf wieder gestärkt erwachte.

Herbert Frommhold hatte den Knaben sofort zum Arzt geschickt und gemeint, es wäre eigentlich die Pflicht des Meisters gewesen, sofort ärztliche Hilfe zu Rate zu ziehen. Der Junge könne den Daumen verlieren und so sei er ein Krüppel Zeit seines Lebens.

Die Besorgnis um Sellmut legte sich erst, als er vom Arzt zurückkam und die Mitteilung brachte, daß der Daumen wieder hergestellt würde, er solle sich nur die größte Schonung auferlegen. Der Vater wollte den Knaben so lange zu Hause behalten, bis die Hand geheilt war, aber Ulrichs hatten gemeint, Sellmut

könne trotzdem in das Geschäft kommen und bei der Arbeit zusehen oder doch kleine Handreichungen machen. Herbert Frommhold widerlegte sich einen solchen Vorschlag nicht, obgleich er überzeugt war, daß selbst die leichteste Beschäftigung des Knaben den Heilungsprozeß der Wunde erschwerte. Ulrichs waren jedoch an die Tätigkeit Sellmuts bereits gewöhnt, sie meinten, der Knabe werde sich in kurzer Zeit wieder ebenso nützlich machen und es sei nicht gut, ihn, wenn auch nur auf kurze Zeit, der Werkstatt zu entfremden.

So verrichtete denn Sellmut auch mit der einen Hand allerlei kleine Aufträge. Nach einigen Wochen war die Heilung bereits soweit fortgeschritten, daß nur noch ein leichter Verband um die Wunde gelegt zu werden brauchte. Frau Ulrich hatte aufgeatmet, daß sie nun endlich aus einer Kalamität erlöst werde. Friedrich, der ihr im Haushalt, sei es im Kinderaufwarten oder Schuhputzen oder sonstigen kleinen Handreichungen, behilflich gewesen, stand vor dem Ende seiner Lehrzeit und hatte in den letzten Wochen die ihm zugewiesenen Aufträge nur noch mit Widerwillen erfüllt. In Sellmut sah sie, wenn auch keinen gleichwertigen Ersatz für Friedrich, so doch einen Notbehelf. Er werde sich schon an die ihm überwiesenen Aufträge gewöhnen und sie mit der Zeit auch, wie es Friedrich getan, prompt ausführen.

Eines Morgens, als Sellmut wieder mit dem Putzen der Stiefel beschäftigt war, brachte Frau Ulrich noch einige Paar hinzu; sie meinte, die Arbeit sei eilig, da die Kinder zur Schule müßten; Sellmut führte den Auftrag aus. Am nächsten Morgen fand er abermals einige Paar Kinderstiefel vor, die er in Ordnung zu bringen den Auftrag erhielt. Er entschloß sich, die Arbeit zu verrichten, nachmittags aber nach Hause zu gehen, um sich bei seinem Vater Rat zu holen, welche Haltung er gegenüber solchen Zumutungen einzunehmen habe. Herbert schien beim Eintritt Sellmuts zu ahnen, daß er etwas Besonderes auf dem Herzen hatte, weshalb er sofort die Frage an ihn richtete, was ihn so plötzlich nach Hause getrieben habe. Er erfuhr es rasch.

Im nächsten Augenblick hatte er sich auch schon fertig gemacht, um mit dem Knaben zu Ulrichs zu gehen. Die Frau stand gerade im Laden, als Herbert Frommhold eintrat. In erregter Stimmung trug dieser vor, was der eigentliche Zweck seines Kommens sei, um am Schlusse mit Nachdruck zu betonen, daß er sich eine solche mißbräuchliche Verwendung Sellmuts entschieden verbitte.

Frau Ulrich, an eine solche entschiedene Sprache nicht gewöhnt, stutzte erst, doch setzte sich ihre Zunge bald in eine solche Bewegung, daß Herbert Frommhold es als vergebliches Bemühen ansah, sie zu überzeugen. Ihr Mann hatte im Nebenzimmer gesessen und dem Disput zugehört, als auch er hereintrat und seine noch immer redende Frau zu beruhigen suchte. Es sei ja nicht nötig, daß man sich um solch geringer Vorkommnisse wegen verfeinde, meinte er, und wenn der Vater des Sellmut es nicht dulde, daß man dem Knaben außerberufliche Dienste übertrage, so müsse man dem nachkommen.

Herbert Frommhold hatte, empört über das Auftreten dieser Frau, den Laden verlassen mit der Erklärung, daß der Knabe keine Stunde länger mehr in der Lehre verharren dürfe.

Sellmut war kurz nach jenem Zwischenfall vom Meister nach Hause geschickt worden. Der Junge hatte aufgeatmet, daß er gehen konnte.

Obwohl er sich nie seinen Eltern gegenüber darüber ausgelassen hatte, schien ihm gerade dieser Beruf einer der ungeeignetsten für seinen Organismus. Er war in kurzer Zeit zu einem Skelett heruntergekommen. Abends, wenn seine gleichalterigen Freunde frische Luft schöpfen konnten, mußte er schlafen gehen in jener von Luft und Licht völlig abgeschlossenen Kammer. Nun wollte er ein solches Leben nicht mehr fortsetzen, das für ihn nur den frühzeitigen Tod zur Folge haben mußte. Zwar war es schade um die Zeit, die er in dieser Lehrstelle nutzlos verbracht, aber was bedeuteten die wenigen Wochen gegenüber seinem ganzen späteren Leben?

Herbert Frommhold hatte nach seiner Rückkehr von Ulrichs seiner Frau ins Gedächtnis gerufen, wie er von Anfang an abgeraten habe, Sellmut bei Ulrichs in die Lehre zu bringen. Er sei sich von vornherein klar darüber gewesen, daß jene herrische, das Wohl des Lehrlings ganz außer acht lassende Art der Frau eine Quelle ständigen Konflikts sein müsse. Zudem habe der Knabe seine Gesundheit zum Teil eingebüßt. Es sei völlig unmöglich, daß er in diesem Berufe weiterlerne. Fraglich sei es, was man weiter mit ihm anfangen. Es werde sich schon etwas finden, hatte sie entgegnet. Nötig sei, daß man den Jungen selbst einmal frage, zu welchem Berufe er Neigung habe. Auch ihr liege das Wohl Sellmuts am Herzen und sie sehe ein, daß er dieses Handwerk aus Gesundheitsrücksichten nicht weiter fortsetzen könne.

Sellmut war inzwischen hereingetreten; es berührte ihn etwas unangenehm, daß er nach so kurzer Zeit seine Lehrstelle verlassen hatte. Von seinen beiden Brüdern war der älteste bereits Geselle und hatte als solcher den Heimatsort verlassen. Der zweite stand vor dem Ende seiner Lehrzeit. Beide hatten den Eltern nur immer Gutes überbringen können, und nun sollte gar das in Erfüllung gehen, was ihm seine Eltern, noch als er lange in die Schule zu gehen hatte, prophezeit? Er wollte sofort wieder das elterliche Haus verlassen, um nicht etwa gar noch dem Spott seiner Geschwister ausgesetzt zu sein.

Da trat gerade Andreas, der Nefse der Frommholds, in die Tür. Andreas, ein großer starker, etwa siebenzehn Jahre alter Mensch, war in einer Glacélederfabrik in der Lehre und hatte nur noch wenige Wochen zu lernen. Schon früher, als Sellmut noch in die Schule ging, hatte er ihn gefragt, ob er nicht sein Lehrkollege werden wolle. Doch das hatte ihm Herbert Frommhold aus dem Sinn gebracht. Die Glacégerber standen in dem kleinen Ort in einem schlechten Ruf. Sie paßten so ganz und gar nicht in jene Kleinbürgerlichen Verhältnisse. Der sonderbare Beruf brachte es mit sich, daß ein großer Teil der in den Fabriken beschäftigten Gesellen bereits weit herumgekommen war. Ueberhaupt waren die Arbeitsverhältnisse der Glacégerber nicht stabile. Der guten Konjunktur folgte die Krise, die für die meisten Beschäftigten sofortige Arbeitslosigkeit ergab.

Als Andreas hörte, daß Sellmut seine Lehrstelle aufgegeben habe, machte er seinem Onkel den Vorschlag, ihn zu seinem Arbeitgeber zu bringen. Ihn reue es nicht, Gerber geworden zu sein. Der Beruf habe das Gute an sich, daß man nicht versimpele, sondern bereits als Lehrling mit Menschen in Verbindung stehe, von denen man lernen könne. Außerdem könnte sich Sellmut als Gerberlehrling viel in frischer Luft bewegen, die ihm bald sein früheres Aussehen wiedergeben würde. Sein Lehrherr sei auch sicher geneigt, Sellmut anzunehmen. (Zsch. folgt.)

**Politische Fremdwörter.** Vielleicht am unentbehrlichsten sind die Fremdwörter im politischen Sprachgebrauch. Wie sollte man z. B. das Wort **Politik** übersetzen? Jeder Versuch würde schon an der Vieldeutigkeit des griechischen Grundwortes *politai* scheitern, das zugleich Staat, Staatsverfassung, Verwaltung usw. bezeichnet, und von dem dann *politikos* ta politika herleitete, woraus wir auf dem Umwege über das französische *politique* unsere **Politik** bekamen. Von *politai* stammt auch unsere **Politik**, eigentlich eine veraltete Form wie *Melobel*. „Es ist ein Skandal, wenn ein Polizeileutnant einen Deputierten auf Befehl des Präsidenten wegen Lärmens während der Debatte hinausbefördert“: in diesem Satze sind gleich sechs Fremdwörter. Der **Deputierte** ist ein „Stellvertreter“ (nämlich des Hauptmanns). So ist der Oberstleutnant Stellvertreter des Obersten. Uebrigens bedeutet das Wort **Nabob** (indisch-arabisch) dasselbe wie **Leutnant**. Der **Deputierte** oder **Abgeordnete** ist ursprünglich, etwa wie ein amputiertes Glied, vom Körper des Volkes „abgeschnitten“. In dem **Deputat**, dem **Zugereichten**, haben wir dasselbe Wort. Wie der **Präsident** der Vorsitzende, so ist der **Vizepräsident** der **Leutnant**, der **Stellvertreter** des **Vorsitzenden**. **Vize** bedeutet lateinisch soviel wie „anstatt“. Die **Debatte** wird nur selten das, was sie eigentlich bedeutet, nämlich ein mit Händen und Füßen Umsichschlagen (französisch *se débattre*), um sich zu befreien. Aber wir haben erst vier von den angeblich sechs Fremdwörtern im angeführten Satze. Nun, die beiden andern sind **Lärm** und **Skandal**. **Lärm** ist ein Hauptwort zu dem italienischen *arme* **Alar** (all' arme! zu den Waffen!) Der **Skandal** bedeutet eigentlich eine Falle, dann einen Anstoß, ein Vergehen. Der **Stein des Anstoßes** in der Bibel heißt *petra scandali*. Ein **Stein des Anstoßes** ist im deutschen Reichstag auch jedesmal das Bekenntnis zum „**Volkswohl**“, zur **Sache des Volkes**. So heißt nämlich das schlimme Wort **Republik** auf deutsch. Natürlich sind es nur die Vertreter des **Proletariats**, die auch in diesem Sinne allein für das **Volkswohl** eintreten. **Proletarii** heißen schon die armen Einwohner des alten Rom, die dem Staate nicht mit Geld, sondern nur mit ihren Kindern dienen konnten. Denn *proles* ist das Kind, der **Nachkomme**, eigentlich das **Herbörgewachsene**. Von der **Bewilligung** des **Budgets** sind **Fiskus**, **Minister**, **Diplomaten** und die ganze **Bureaucratie** abhängig. Dabei ist das **Budget** ursprünglich eine sehr unscheinbare Sache, nämlich eine kleine Reisetasche, woraus zuerst in England der Begriff des **Staatsfiscals** entstand. Der **Fiskus** ist fast dasselbe, nämlich ein **Korb**. In der römischen Kaiserzeit sammelte man die Einkünfte des Staates tatsächlich in Körben; der **Korb** wurde dann gleichbedeutend mit dem **Staatsvermögen** und dem **Staate** selbst.

Eine ähnliche Übertragung ist es ja, wenn wir vom „grünen Tisch“ reden, d. h. von der **Bureaufrat**. Dieses Wort bedeutet eigentlich die Herrschaft des grünen Tuches, beim grün pflanzte das Tuch (bureau) zu sein, mit dem der Schreibisch überzogen wurde. So heißt in England das Schatzammergericht *exchequer* (das ist Schachbrett vom französischen *échiquier*), wegen des schachbrettartig gewürfelten Teppichs. Daß die **Minister** „**Diener**“ heißen (wie der **Marshall** eigentlich **Pferdebote**), ist bekannt. In der **Vasallenhaftigkeit** wetteifern mit ihnen die **Hofpoeten**, und tatsächlich waren im Mittelalter beide

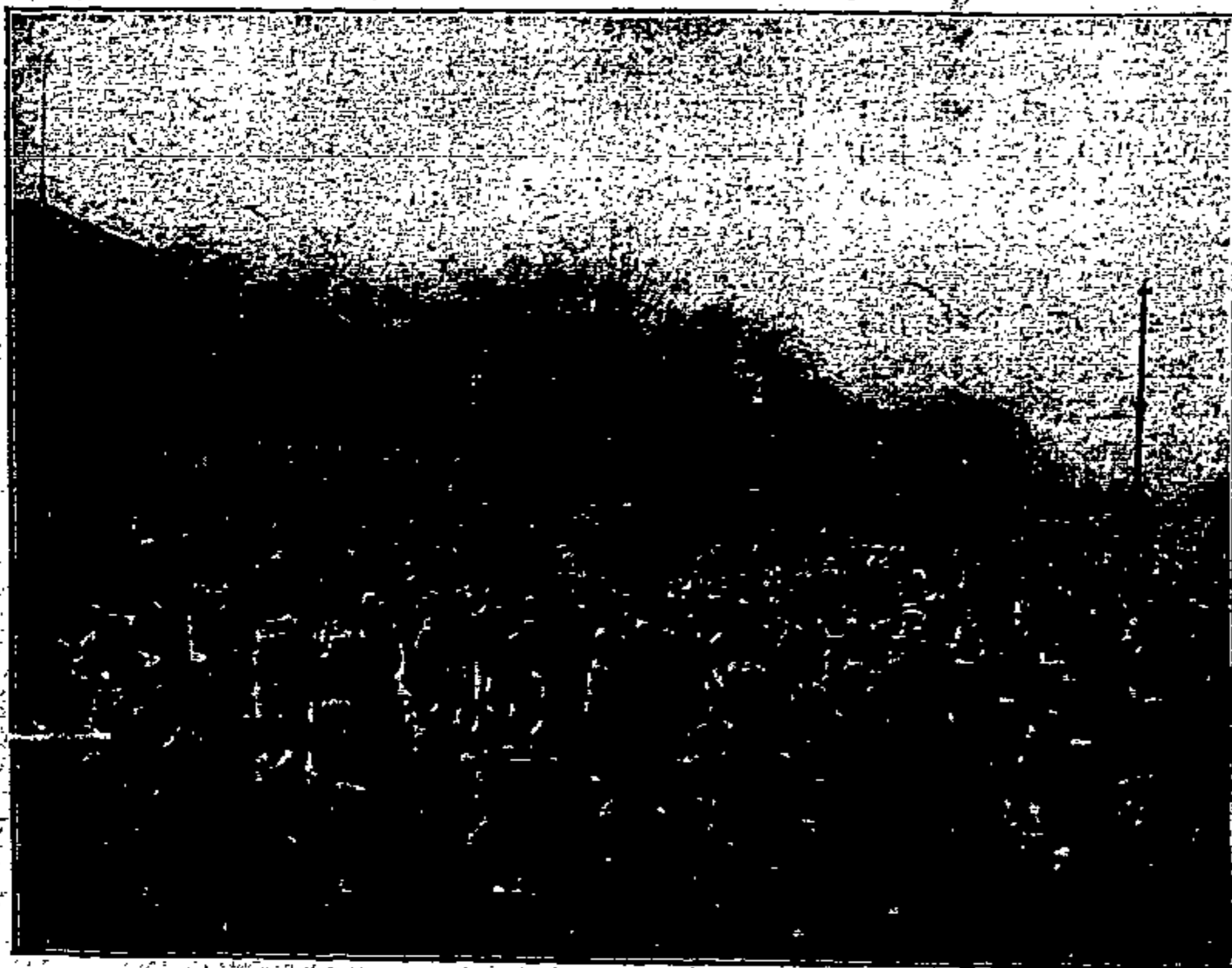
Grube, welche mit einer Diele und mit Wänden wie ein Blockhaus versehen ist. In dieser Grube liegt in einem Boote die Leiche. Allerhand Hausgerät und Schmuckgegenstände, die dem Verbliebenen besonders lieb und wert gewesen sind, liegen ihm zur Seite. Auch bares Geld findet man in allen Gräbern, kleine goldene Münzen, Silberkugeln, Halbrubelstücke und Scheidemünzen, Ketten aus Gold, Silber oder Glasperlen, sowie Halb- und Ganzedelsteine. Man kann auch sofort das Grab eines Säuglings von dem eines gewöhnlichen Ostjaken dadurch unterscheiden, daß es, abgesehen von dem reicheren Inhalte, gewöhnlich geräumiger ist und zudem häufig über der Erde eine Art Monument aus Stein aufweist. An alten Kiefern herum hängen vertrocknete Rentiergeweihe, zerfallene Tonschalen bedecken den Boden. Die Oberbede der Gräber besteht gewöhnlich aus einer doppelten Balkenschicht, über welche Moos und Erde gehäuft wurde. Da der Boden in Sibirien auch im heißesten Sommer nur wenige Fuß austaut, erhalten sich die Leichen wie auch der sonstige, verwitterbare Inhalt der Gräber außerordentlich lange, mitunter wohl viele hundert Jahre. Die Leichen sind zum Teil geradezu mumifiziert, tritt aber die frische Luft beim Aufdecken der Gräber herzu, oder werden die Toten aus ihrer Lage bewegt, so zerfällt der Körper bis auf die Knochen in Staub. Interessant sind die meist rotblonden Haare der Ostjaken des hohen Nordens, eine Eigenschaft, die bei der heutigen Generation kaum mehr gefunden wird, sondern der echt mongolischen schwarzen Haarfarbe Platz gemacht hat, während man unter den Schyänen noch heute blonde Menschen in Menge antrifft. — Wir entnehmen diese ethnologische und geologische interessante Schilderung einem unlängst bei Alexander Dunder (Wilmars) erschienenen Werke „In sibirischen Urwäldern“ (Preis geh. 4 Mk., gebd. 6 Mk.). Der Verfasser des fesselnd geschriebenen Buches ist Egon Freiherr v. Rappert, aus dessen Feder wir im März dieses Jahres die sibirische Skizze „*Reita, Reita*“ brachten. Die vorliegende Arbeit bringt Bilder aus dem Tobolsker Gouvernement. Die sibirischen Kiefernströme, die riesigen Urwälder, die Tundren und vereisten Bergwälder werden mit knappen, doch anschaulichen Strichen gezeichnet. Dem Bild dieser nordischen Gegenden gilt Rapperts Buch in erster Linie. Auerhahn, Wirtshuhn, Luchs, Rentier, Elch und Wär spielen die Hauptrolle in den Blättern dieses eigenartigen Jägerbuches. Auch an Illustrationen fehlt es nicht; acht Vollbilder nach photographischen Aufnahmen und 27 Textbilder nach Federzeichnungen (von Paul Haase) dienen zur Belebung des Textes. Jeder, der die Natur in ihrer ganzen Ursprünglichkeit liebt, wird auch ohne daß er eine ausgesprochene Jagdleidenschaft besitzt, Gefallen an den interessanten Aufzeichnungen des sibirischen Jägers finden.



Im Zeichen der Fleischsteuerung.  
Am frühen Morgen vor der Freibank in Berlin. Restanten auf minderwertiges Fleisch, die während der Nacht auf die Öffnung gewartet haben.

verwandt: die Hofbeamten heißen *ministeriales*, die Hofdiener *ministerarii* oder *ministralli* (die englischen *Minstrels*). Der Titel und Rang eines **Ministers** im modernen Sinne kam in Frankreich im 17. Jahrhundert auf, in Deutschland seit dem 18. Wer einen einmal umbrochenen Brief befördert, ist ein **Diplomat**. Ursprünglich hieß so der Überbringer eines kaiserlichen Geleitsbriefes in solchem Format, eines *diplomas*, eines „**gedoppelten**“. Schließen wir mit **Majestät**, ursprünglich überlegene Stärke bedeutend. Im 14. Jahrhundert nahmen die römisch-deutschen Kaiser den Titel für sich in Anspruch. Heute heißt so ziemlich jeder **Alleinherrscher** so, auch in Afrika und Asien; andererseits lehrt aber auch die **Beziehung** zurück, die zuallererst vorlag: Vor der römischen Kaiserzeit, in der **Republik**, war die **Majestät** ein Ehrentitel des Volkes selbst. r.

Ein **Ostjakengrab** aus alter Zeit unterscheidet sich nur durch den Reichtum seines Inhaltes von den neueren. Es ist eine in den Boden gegrabene tiefe, viereckige



Menschenmenge vor der neuen Welt während der Versammlung.



Abmarsch nach der Versammlung.

Steuerungsstundgebungen in Berlin am 29. September 1912.